

## Vorwort

Doch um uns selbst und die Welt besser zu verstehen, müssen wir unsere Vergangenheit kennen. Die Geschichte kann uns lehren, die Gegenwart und die Zukunft besser zu ertragen.

In Jeremia 31,3-4 sagt Gott zu Israel: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte, und ich will dich wieder bauen.“

Gottes Liebe gilt auch uns. Lasst uns dankbar sein für seine Führungen, denn Dankbarkeit erneuert das Herz. Auch in den schwersten Erfahrungen liegt ein Segen! Möge Gott, der Herr, uns ein dankbares und vergebendes Herz schenken!

**... Sagt es euren Kindern ... nach 5 Mose 32:7-**

Im Herbst des Jahres 1943 wurden mennonitische Dörfer aufgegeben.

Diese traurige Geschichte fing schon 1923 an, mit den ersten Auswanderern aus Russland

- Siebzig Jahre (1923-1929) seit der Errettung von 25000 aus Russland

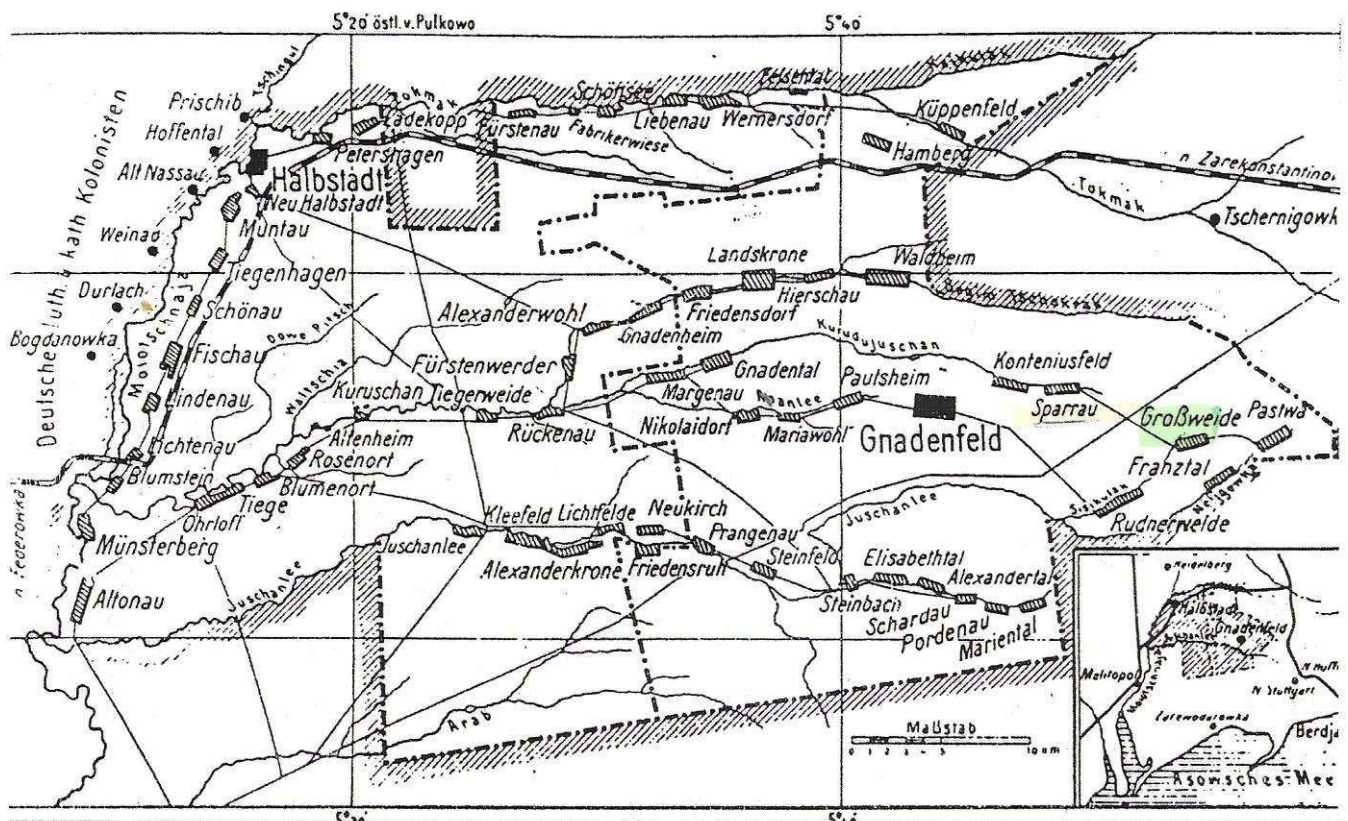
- Fünfzig Jahre (1943-1945) seit der Katastrophe vieler Flüchtlinge

- Die letzten zwanzig Jahre (1973-993), in denen die größte Welle aller Zeiten aus Russland in den Westen umgesiedelt ist.

20. 06. 97 Burbach



# Geschichtlicher Hintergrund



Die Molotschna-Kolonie nach dem Stand vom Jahre 1914

Erinnerung war's an dieses alte Land,  
 das einst in Voller Blüte stand.  
 Manch deutsches Lied ward hier gesungen,  
 jetzt ist Alles längst verklungen.  
 Von Herzen alle im Chor nur sagen –  
 Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.  
 Wir wollen seinen Namen loben!  
 Ob Hölle, ob Völker darüber toben.

Drei Rosen verwelken, man sah sie nie –  
 Mit ihnen die schöne Mutterkolonie.  
 Doch die Wurzel des Stockes ist geblieben,  
 das Wasser, das Brünnelein, viele Lieben.  
 Der Rosenstock spross immer wieder,  
 und drei Rosen blühten darauf wieder.  
 Und wisst ihr, wie der Rosenstock heißt?  
 Dreieinigkei! Gott, Sohn und der Heilige Geist!

Lasst trinken uns aus diesem Brünnelein wieder,  
 heilt und stärkt die Glieder.  
 Ob alles Gut und Hab auch ging verloren,  
 Uns ist ja der Heiland geboren.  
 Der für uns auf Golgatha einst litt und  
 Die ihn lieben, beim Vater vertritt.  
 Im Glauben an Ihn waren ausgesandt  
 Unsere Voreltern aus dem Heimatland.

Im Glauben auch gründeten sie –  
 Die uns so liebe Mutter – Kolonie.  
 Der Glaube an Ihn bringt uns Frieden, Segen  
 Und führt dem ewigen Leben entgegen.  
 Er knüpft wieder das Göttliche Band  
 Und führt uns heim ins Vaterland.

Amen



*Von guten Mächten wunderbar geborgen,  
erwarten wir getrost was kommen mag,  
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen,  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.*

*Rückwärts die Blicke voll Danken und Loben  
Aufwärts die Herzen zum Himmel gehoben...  
Vorwärts die Hoffnung durch Freud und Leid  
So gehen wir getrost durch die flüchtige Zeit!!!*

*(aus dem Brief von Tina Matthies 18.04.1970)*

## Gründungsjahre der Molotschnadörfer

1. Halbstadt	1804	31. Großweide	1820
2. Neu Halbstadt	1804	32. Franztal	1820
3. Muntau	1804	33. Pastwa	1820
4. Schönau	1804	34. Felsental	1820
5. Fischau	1804	35. Fürstenwerder	1820
6. Lindenau	1804	36. Alexanderwohl	1821
7. Lichtenau	1804	37. Gnadenheim	1821
8. Blumstein	1804	38. Tiegerweide	1822
9. Münsterberg	1804	39. Libenau	1823
10. Altona	1804	40. Elisabeththal	1823
11. Ladekopp	1805	41. Wernersdorf	1824
12. Schönsee	1805	42. Friedensdorf	1824
13. Petershagen	1805	43. Prangenu	1824
14. Tiegengagen	1805	44. Konteniusfeld	1832
15. Ohrloff	1805	45. Gnadenfeld	1835
16. Tiege	1805	46. Waldheim	1836
17. Blumenort	1805	47. Sparrau	1838
18. Rosenort	1805	48. Landskrone	1839
19. Fürstenau	1806	49. Hierschau	1848
20. Rückenau	1811	50. Nikolaydorf	1851
21. Juschanlee	1811	51. Paulsheim	1852
22. Steinbach	1812	52. Kleefeld	1854
23. Margenau	1819	53. Alexanderkrone	1857
24. Lichtfelde	1819	54. Mariawohl	1857
25. Neukirch	1819	55. Friedensruh	1857
26. Alexandertal	1820	56. Steinfeld	1857
27. Schardau	1820	57. Gnadental	1862
28. Pordenau	1820	58. Hamberg	1863
29. Mariental	1820	59. Klippenfeld	1863
30. Rundnerweide	1820	60. Fabrikerwiese	1863

*mein Auge sehnt sich aus dem Elend,  
Herr, ich rufe zu Dir täglich;  
Ich breite meine Hände aus zu Dir.  
Ps. 88,10*

Der Werdegang meines Lebens aufgezeichnet (Erinnerungen).  
Gewidmet meinen Nichten und Neffen zur Kenntnisnahme.

### Geburtsort:

Dorf Großweide im Bestand der Molotschna 7. Ansiedlung,  
Gründungsjahr 1931 Großweide 1820 (Gfd - 28) Molotschnaer Bezirks.

## *Geschichtlicher Hintergrund*

**D**ie Friesische Gemeinde, Rundnerweide, wanderte im Jahr 1820 aus Preußen nach Großweide aus.

Der Älteste, Franz Görz, ordiniert noch in Preußen 1819, diente von 1820 - 1835.

Benjamin Ratzlaf, ordiniert (Jahr 7), diente 1835- 1861, trat in den Ruhestand, wanderte nach Amerika aus und starb dort mit 82 Jahren, drei Wochen nach der Ankunft.

Franz Görz (2), ordiniert (Jahr 7), diente 1861-1891, trat in den Ruhestand, starb mit 81 Jahren im Jahr 1901.

David Nickel, ordiniert von Fr. Görz (2), diente 1891-1923.

Abraham Nickel (Sohn vom D. N.) diente 1927- 1934.

Die Kirche wurde von den Sowjets geschlossen, so wanderte er 1935 aus nach Kaukasus, gestorben am 03.06.35 daselbst.

Aus Glaubens- und Liebesdrang der Geschwister Abraham Harder wurde im Jahre 1906 ein Waisenhaus gegründet. Schon 1910 hatte das Waisenhaus eine eigene Schule mit 27 Kindern. Die Zahl der Kinder wuchs und so zählte man 1921- 1922 etwa 80 Kinder. Insgesamt mit Pflägern und Helfern waren es 104 Personen.

58 Kinder wurden nach Prischib gebracht, hernach folgten auch die anderen...

In das Waisenhaus brachte man russische Kinder.

Die Aufschrift „EBEN - EZER“ wurde entfernt. Nun sah man auch überall Dreck, Schmutz, Unordnung. **B-I-s-345/346**

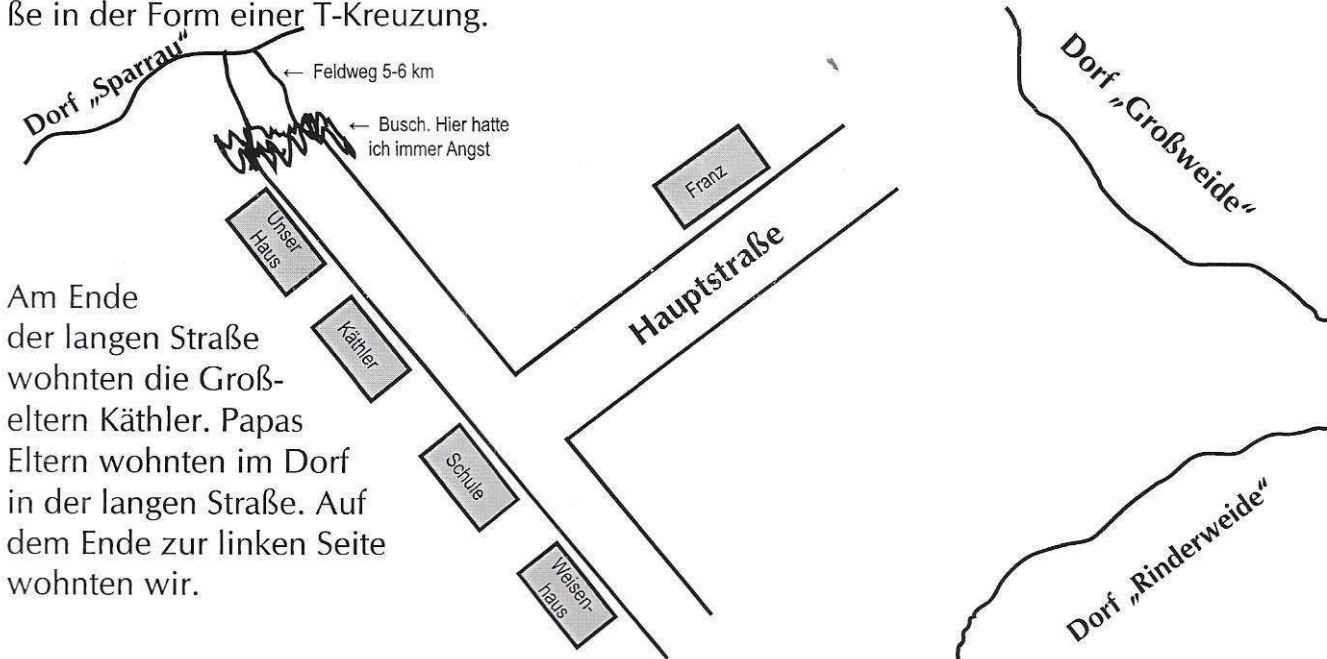
Laut der Statistik wurde alles zugrunde gerichtet. Unter dem Bolschewistischen Regime (1917) wurde das Leben immer schwerer...



## Der Verlust von Mama und Papa

Meine Großeltern waren Bauern. Sie besaßen 6,5 Hektar oder 3,2 Hektar Land; 1 Hektar = 10.000 m<sup>2</sup>), dazu ein Wohnhaus, einen Stall und eine Scheune. Großbauern, wie die Eltern von meiner Mutter, besaßen sogar eine Querscheune.

Meine Eltern waren Peter Petrovitsch Franz & Anna, geb. Käthler, beide geboren in Großweide. Mitten durch das Dorf ging eine lange Hauptstraße und an ihrem Ende eine Querstraße in der Form einer T-Kreuzung.



Am Ende der langen Straße wohnten die Großeltern Käthler. Papas Eltern wohnten im Dorf in der langen Straße. Auf dem Ende zur linken Seite wohnten wir.

Es war im Mai an einem warmen Frühlingstag. Die Gärten standen voller Blüten, die großen Wiesen waren ganz grün - eine schöne Gegend, daher heißt das Dorf auch Großweide.

Im Frühling hat der Bauer viel zu tun und dazu kam ich noch am 03.05.1926 zur Welt. Zu der Zeit hatten meine Eltern schon einen Sohn Peter, der 1924 geboren wurde, und ich glaube, dass sie sich sehr über eine Tochter gefreut hatten. Man nannte mich „Liese“, geschrieben wurde es „Elisabeth.“

Nach zwei Jahren bekam ich noch einen Bruder Heinrich (1928). Dann wurden die Zwillinge David & Anna geboren. Anna starb noch im Babyalter, David erreichte nur zweiundhalb Jahre. Nach einer langen, schwerer Krankheit nahm der Herr ihn zu sich aus dieser elenden Welt. An diese Zeit kann ich mich nur sehr wenig erinnern. Eines Abends oder sogar nachts kam ich aus dem Bett, dann nahm mich jemand auf den Schoß. Ich bekam eine Spritze und weiter weiß ich nichts mehr.

Es war Abend, kurz vor Weihnachten. Ich saß auf dem Tisch. Neben dem Tisch stand eine Babywiege, in ihr lag wahrscheinlich Heinrich drin. Plötzlich klopfte es am Fenster. Ich schaute mich um und erschrak, denn am Fenster stand ein Weihnachtsmann. Ich wollte schnell zu Mama laufen, passte nicht auf und fiel vom Tisch runter. Ich hatte mich sehr am Kopf gestoßen, es blutete. Da nahm Mama mich auf den Schoß und versorgte die Wunde.



**D**er Weihnachtsmann hatte wohl ein schlechtes Gewissen, denn am nächsten Abend kam er wieder mit einem Sack auf den Schultern, gab uns Bonbons und fragte, ob wir auch artig waren und ob wir auch ein Verslein erzählen könnten.

Am Weihnachtsabend gingen wir gemeinsam zum Gottesdienst. Es waren viele Menschen dort und es wurde viel gesungen. Das war ein letztes ruhiges Weihnachtsfest, denn es wurde verboten uns zu versammeln. Großeltern Käthler wohnten auf Nachbarschaft mit der Kirche.

Es war Sommer. Meine Mutter musste auf dem Felde arbeiten, so wie auch viele andere Frauen. Kartoffeln, Rüben, Mais u.a. musste von dem Unkraut befreit werden. Wenn die Wolken vom Osten kamen, regnete es sehr oft mit Blitz und Donner (Gewitter), dann sagte man: „Vom Osten kommt es grob!“

An einem Tag, da es auch so sehr regnete, mit Hagel dazu, arbeiteten die Frauen auf dem Felde. Als das Gewitter losbrach, liefen alle bis zu dem ersten Bauernhaus und warteten, bis es aufhörte. Der Regen war kalt, die Frauen aber erhitzt vom Laufen, das tat meiner Mutter nicht gut.

**I**ch erinnere mich: Mama saß hinter mir im Vorhaus und schälte Pellkartoffeln, wollte sie wohl zum Mittag braten. Ich saß auf der Außenschwelle und schaute hinaus. Auf einmal hörte ich hinter mir ein komisches Geräusch. Sie sagte ganz leise: „Liese...“ Ich blickte zurück und sah, dass sie sich an die Wand lehnte. „...geh, ruf bitte Tante Plett.“

Sie wohnte quer über die Straße. Ich ging sie holen, sie kam zu uns und sagte dann: „Geh, ruf schnell Oma Franz!“ Als wir nach Hause kamen, lag meine Mama im Bett, sie hatte Blutsturz. Dann wurde sie zu den Käthlers gebracht und auch dort versorgt, denn Papa musste arbeiten. (In der Zeit war schon die so genannte Kolchoszeit). Mama war etwa 2-3 Wochen krank ... dann kam Papa eines Morgens zu uns in das Schlafzimmer und sagte: „Kinder, wir haben keine Mama mehr.“

Peter fasste mich und Heinrich an die Hand und wir gingen gemeinsam zu den Großeltern Käthler. Großpapa hatte den Schlüssel von dem Versammlungshaus. Er ging mit uns in den Keller, dort war es kühl. Dann sahen wir sie ... Mama lag eingewickelt in ein Leintuch auf einer Bank. Ihre Lippen waren geplatzt und mit einem Stück Papier zugeklebt.

Später versammelten sich die Menschen zum Begräbnis, dann fuhren alle zum Friedhof... nun hatten wir keine Mama mehr.

**E**s war das Jahr 1932, nun begannen die schweren Hunger-Zeiten. Papa arbeitete in einem Kuhstall, er versorgte die Kühe mit Futter. Um auch etwas Essbares nach Hause zu bringen, stellte er am oberen Giebelfenster ein Putzmüllensieb auf. Dann schüttete er etwas Futter hinein und bedeckte alles mit einem zweiten Sieb - so, dass nur eine kleine Ritze blieb. Nun kamen die hungrigen Sperlinge freiwillig in die Falle. So konnte Papa sie fangen und nach Hause bringen. Im Borsch sahen wir dann außer etwas Fleisch auch viele kleine Knochen. Eine zweite Möglichkeit um an Fleisch zu kommen war, wenn man einen Schweinigel ergreifen konnte, das war schon besseres Fleisch.

Aber auch Steppmäuse wurden gegessen.

So verging die Zeit... ohne Mutter. Es kam das Jahr 1934.

Es war gerade Winterzeit. Man packte uns in warme Decken und setzte uns in einen Schlitten. Ein Kutscher (habe vergessen, wer es war) fuhr uns in das Dorf Sparrau (Gründungsjahr 1838 Molotschnadörfer.)

Während der Fahrt konnten wir nur ein Stück vom Himmel sehen und die Telefonpfosten und -drähte. Der Kutscher spaßte mit uns, er erzählte uns folgendes: „Die Briefe rutschen den Draht entlang, hüpfen über die Pfosten und so gelangen sie zu dem Empfänger.“ Da wir



keine Ahnung hatten, wie die Briefe ihr Ziel erreichen, glaubten wir es. Später schrieb ich mal einen Brief an Großvater und klebte keine Briefmarke darauf, denn sie rutschen ja selbst, dachte ich, und warf ihn in den Briefkasten. Da musste aber Opa das Nachentgelt teuer bezahlen, denn es war ja keine Briefmarke darauf. (Nachentgelt = Strafgeld).

Also fuhren wir nach Sparrau. Dort lebte eine Tante, die unsere Mama werden sollte.

Am 11.02.1934 feierten wir die Hochzeit. Das war eine Feier nur im engen Familienkreis. Nun sollten wir zu ihr „Mama“ sagen, und das ging von Anfang an gar nicht so leicht. Ich versuchte im Gespräch dieses Wort zu vermeiden, z. B. „Kämmen Sie mir bitte das Haar“ oder „Binden Sie mir bitte die Schleife um“ usw.

Mama war deswegen nicht böse auf uns, sondern nahm uns alle mit Freuden auf. Sie sammelte uns Kinder um sich, nahm uns auf den Schoß, und erzählte jeden Abend Geschichten. So gewöhnten wir uns langsam aneinander.

Für sie war es jedenfalls nicht leicht, gleich drei Kinder zu versorgen und zu erziehen. Sie erzählte es uns später: „Als Papa mich um die Hand bat, so sagte ich: ‚Was denkst du denn, du hast eben so eine wie mich begraben‘, denn ich war auch nicht gesund. Seine Antwort war: ‚Ich werde helfen.‘“

Ab und zu ging ich zu den Großeltern nach Großweide, dort lebten noch Onkel Heinrich und Tante Gredel (sie starb an Lungenkrankheit, als sie fast 20 Jahre wurde, 7 Tage reichten nicht bis zu ihrem Geburtstag). Manchmal nahm ich auch die Brüder mit. Die Großeltern hatten ein schönes Haus, die Klinker waren aus roten Ziegeln, eine große Scheune, einen Stall und einen großen Obstgarten, dazu einen herrlichen Blumengarten. Immer wenn ich nach dem Besuch nach Hause ging, gab Großmama mir irgendetwas mit, z.B. Blumenabsetzer o.ä. Eines Tages, als ich allein bei Kättlers war, und dann allein nach Hause gehen wollte, begleitete Großmama mich bis zur Haustür und auf mein „Auf Wiedersehen!“ rief sie mir nach: „Der Schutzengel sei mit dir!“ Ich fragte mich: „Was ist das?“ Die Kättlers waren gläubige Großeltern. Wahrscheinlich hatte sie Angst um mich, denn ich musste alleine über die Steppe bis nach Sparrau 4 bis 5 km gehen. Der Großvater Franz hatte auch etwas zum Mitgeben, er band mir einen Hirsebesen auf den Rücken fest, und so marschierte ich los... lange schauten sie mir nach, bis ich über den Hügel verschwand.

**O**ktober 1929-1930. Da begann die Kollektiv - Arbeit. Nicht dass die Bevölkerung es selbst wollte, sondern sie wurden brutal dazu gezwungen. Bei den Großbauern wurde Hab und Gut weggenommen, dann wurden sie in die unbebauten Gegenden verschickt (Nord Sibirien). Viele entkamen dieser Zwangsumsiedlung durch die Flucht nach Kaukasus. In dieser schweren Zeit kamen wieder als Begleiter Krankheiten, Hunger und Tod dazu.

Das Dorf Sparrau wurde nun „Polit-Otdelez“ genannt; Nachbardorf Konteniusfeld - Stalino, das Dorf Gnadenfeld - Karl-Marx usw. Da mein Papa jetzt Mitglied in der Kolchose wurde, besorgte er im Stall den Zuchtbullen. Der Bulle war sehr groß und auch sehr böse; keiner außer Papa konnte an ihn heran kommen. Papas Aufgabe bestand darin, den Bullen zu versorgen und ab und zu in den Hof „spazieren zu führen“. Er hatte in der Nase einen Ring und an dem Ring war ein Strick angebunden. Wenn man am Strick zog, verursachte es der Nase Schmerzen und so musste der Bulle immer schön artig sein und demjenigen folgen, der ihn führte.

**E**ines Tages wurde der Bulle wie gewohnt in den Hof geführt. Heute sollte man ihn etwas waschen und „kratzen“. Da Papa wohl noch etwas im Stall vergessen hatte, band er den Bullen fest an einen Zaun o.ä. Als Papa aus dem Stall kam, sah er, dass der Bulle



sich losgerissen hatte und wollte gerade den Hof verlassen. Das durfte nicht passieren; denn, sollte ihm jemand auf der Straße begegnen, der würde nicht lebend davonkommen. Wie der Blitz lief Papa um den Bullen einzufangen. Er zog am Strick und wollte so den Bullen lenken, doch es gelang ihm nicht. Im Gegenteil, der Bulle war wahrscheinlich sehr wütend und ließ nun der Wut freien Lauf. Er warf Papa um, so dass er auf die Erde fiel. Er stieß und rollte ihn mit den Hörnern bis auf die andere Straßenseite. (Selbst Papa konnte es nicht fassen, was mit ihm geschah. Ein Junge, Jakob Matthies, erzählte es später).

Als eine Nachbarsfrau sah, was der Bulle tat, schrie sie auf, der Bulle hielt inne, sah sie und lief auf sie zu. Die Frau rettete sich in ihr Haus. In dieser Zeit kroch Papa auf allen Vieren (Hände und Füße), anders konnte er nicht mehr, durch den Zaun in ein Gebüsch. Dort blieb er vor Erschöpfung und Schmerzen liegen. Der Bulle kam nun zurück. Er roch Blut, konnte aber das Opfer nicht finden. Nun musste er aber seine Wut loswerden, also stampfte er mit den Vorderfüßen in die Erde, so dass sie über ihn in alle Richtungen flog und bohrte mit den Hörnern in die Erde hinein. Nach diesem Zwischenfall war für alle klar, dass er zu gefährlich ist, und so wurde er dann abgeschafft, d.h. geschlachtet. Nach diesem Unfall wurde mein Papa auf eine Bahre gelegt und zum Arzt gefahren. Die Folgen waren sehr groß. Ab jetzt konnte er keine schwere Arbeit mehr tun. Im Jahre 1937-38, als alle Männer verhaftet wurden, arbeitete er noch nachts bei uns auf Nachbarschaft in einer Diele, wo Getreide geputzt wurde, als Wächter.

Gegenüber von unserem Haus befand sich das Kontor (Büro) und schon mehrere Nächte hörten wir, dass dort ein „schwarzer Woron“ (Lastwagen) ohne Licht ankam, mehrere Leute mitnahm und wegfuhr. Morgens hörten wir dann die erschreckende Nachricht: „Die und die wurden mitgenommen“. Papa merkte und hörte es auch und unwillkürlich stellte er sich die Frage: „Kommt die Reihe bald auch an mich?“

Eines Abends hatte er es, als ob, im Gefühl gehabt; etliche Male während der Nacht kam er nach Hause, dann ging er wieder auf seinen Wachtposten. Doch nun sah er den „schwarzen Woron“ wieder ohne Licht. Die Männer gingen auf unseren Hof zu. Er lief schnell durch den Hintereingang und wollte noch von uns Kindern Abschied nehmen, doch es wurde nicht erlaubt. Da wir schliefen, hörten und sahen wir nicht, wie die Hausdurchsuchung durchgeführt wurde; Fotos, Briefe wurden mitgenommen (besonders die aus dem Ausland interessierten sie sehr). Mein Papa ging, um nie mehr nach Hause zu kommen. Das war Stalin - Terror „Auf nie mehr Wiedersehen“. Mama blieb mit uns Kindern allein. Meine jüngste Schwester Anna war wohl noch kein Jahr alt (geb. 09.07.37), Maria (geb. 1935) war etwa 2 Jahre alt.

Nun blieben wir fünf Kinder mit einer kranken Mutter. Die Großeltern Käthler wollten jemanden von uns zu sich nehmen, um so unserer Mutter zu helfen. Auf diese Bitten gab Mama den Heinrich ab, er ging in Großweide zur Schule. Ab und zu besuchte Heinrich uns.

Peter wurde Kuhhirte. Auf der Weide war ein Brunnen, doch wenn es auch so heiß im Sommer war, konnte man das Wasser nicht trinken, denn es war sehr salzig. Zudem schwammen dort tote Frösche und Steppmäuse.

In der Mittagszeit kamen die Frauen um die Kühe zu melken. Eines Tages bat er sie um etwas Milch, denn Brot hatte er bei sich. So bekam Peter eine Flasche. „Weißt du denn nicht, was du tun sollst, wenn du Durst hast?“ - fragte ihn eine Frau. Peter hatte verstanden. Als die Melkfrauen weg waren, schlich er sich zu einer Kuh und melkte etwas Milch in die Flasche. Doch es sah jemand und meldete es dem Leiter.



So kam Peter ins Gefängnis. Er war gerade 16 Jahre alt. Man schrieb das Jahr 1940. In der Zeit kam es auch zu dem Krieg mit Deutschland. Das führte auch dazu, dass wir jegliche Spur von Peter verloren hatten.

### *Der 2. Weltkrieg*

**A**n dem 22. Juni 1941, als der 2. Weltkrieg mit einem Überfall auf Russland begann, nahm man alle Männer ab 15 Jahren mit. Nun blieben in den Dörfern Greise, Frauen und Kinder.

Als die Front näher kam, mussten auch die Frauen weg, denn man gebrauchte Frauen um die Schutzgräber (OKOPE) zu graben. In den Dörfern blieben nun überwiegend nur Kinder. Sie mussten mit dem Vorsitzenden (SADOROSCHNIJ) auf dem Felde arbeiten. Man kann sich vorstellen, welche mühselige Arbeit es war.

In der Nacht mussten ein anderes Mädchen und ich beim Telefon im Kontor Wache halten. Wir hatten noch nie ein Telefon bedient. Am frühen Morgen gingen wir zu der Kuhherde um die Kühe zu melken. Dazu mussten wir zur anderen Seite des Dorfes marschieren. Es war ein kühler regnerischer Morgen, trotz allem liefen Mariechen und Anna im Hof, nur in Höschen (TRUSIKI) angezogen, sonst nichts. Ich sagte: „Arme Kinder, es ist ja so kalt, ihr friert ja!“ Da sagte Anna: „Macht nichts, es ist ja Sommer.“

Plötzlich hörte ich eine Stimme. Nun erkannte ich sie, es war Mama. Sie hatte sich im Pflaumengarten versteckt. Die Front kam immer näher und Mama ist einfach weggelaufen von den Schutzgräben. Die Kinder durften auf keinen Fall erfahren, dass sie hier ist. In den nächsten Tagen kamen noch etliche Frauen zurück. Ich ließ Mama heimlich durch die hintere Stalltür in die „große Stube“. Das war nun ihr Versteck.

Nun kamen auch schon die russischen Soldaten in unser Dorf und wollten in unsere Häuser einziehen. An die Zimmertür, hinter der Mama verriegelt war, hing ich ein großes Schloss. Der Schlüssel hing daneben. Die Kinder durften auf keinen Fall in das Zimmer hinein. Eines Tages kam der Vorsitzende. Er sah das große Schloss und sagte: „Mach die Tür auf!“ „Aber sie ist doch verschlossen...“ erwiderte ich zitternd. Gott blendete seine Augen und er sah nicht den Schlüssel, der einige Zentimeter weiter an der Tür hing. Das war eine Gebetserhörungs! Was würde geschehen, wenn er den Schlüssel gesehen hätte???

Als ich etwas später die Tür aufschloss, fand ich meine Mutter hinter dem Kleiderschrank versteckt. Sie sagte: „Nun kann ich nicht mehr zu Hause bleiben.“ Sie wollte gehen. Ich machte die Stalltür auf, durch den hinteren Flur verschwand sie in den Stall und dann... ich weiß nicht wohin. Ich nahm die Kinder und wir spazierten auf der Straße, damit Mama unbemerkt den Stall verlassen konnte. Nach einigen Tagen kamen manche Frauen wieder nach Hause. Nun lautete der Befehl: „Alle sollen ausgesiedelt werden!“ Wo war nur unsere Mama??? Großweide???

Ich lief ins Dorf Großweide, aber meine Vermutung bestätigte sich nicht. Sie war da nicht. Nun lief ich zurück. Als ich zu Hause ankam, war die Mutter schon da. Es kam heraus, dass sie



sich auf dem anderen Ende des Dorfes in Wölk versteckt hielt. Als sie nun hörte, dass auch andere Frauen nach Hause gingen, so wagte sie es auch. In großer Eile packten wir nun unsere „sieben Sachen“. Dann wurden wir zum Bahnhof **WERCHNE - TOKMAK** gebracht, von hier sollte es in Richtung **KASACHSTAN** gehen. Andere Leute aus den Dörfern wie Großweide, Franztal, Pastwa, Rudnerweide und noch etliche wurden zum Bahnhof nach **Nelgowka** gebracht.

**D**ie Leute aus den Dörfern Gnadenfeld - Dorfrat - wurden nach **Stulnjewo** (in der Nähe Waldheim) gebracht. Unser Gepäck stand neben der Bahnlinie, wir warteten auf den Zug (**NELGOWKA**) der uns dann mitnehmen sollte. Uns bewachten etwa 40 russische Soldaten. Es war ein kühler Abend. Auf der anderen Seite der Bahnlinie war eine Windwehr. Dort wollten wir uns unter offenem Himmel zur Nachtruhe fertigmachen. Jemand von unseren Dorfbewohnern hatte eine Gitarre mit, nun stimmten wir geistliche Lieder an. Es war streng verboten, doch was konnten wir noch verlieren??? Väter, Brüder waren verschleppt, von unserem Dorf waren wir schon etwa 10-15 km entfernt. Nach kurzer Zeit versammelten sich alle, und nun sangen wir. Unsere Bewachung hörte zu.

So blieben wir dort einige Tage. Da fuhr ein Zug von Nelgowka vorbei.

Wir sahen bekannte Gesichter aus den Dörfern... Manche Menschen winkten uns zu, nun sahen wir auch die Großeltern Käthler und Franz, auch unser Bruder Heinrich war dabei. Der Zug fuhr ganz langsam vorbei, aus Vorsicht, damit er nicht bombardiert wurde; wir blieben auf unseren Plätzen.

Später stellte sich heraus, dass z. B. im Dorf Pordenau nur die Hälfte mitfahren konnte. Eine Mutter, Suse Regehr, wurde von ihren Kindern getrennt und schließlich konnten nur zwei Kinder mit ihr fahren, die zwei anderen blieben zurück. Man kann sagen „Glück im Unglück“, denn ihre Schwester Maria Friesen blieb auch zurück und so konnte sie diese Jungs bei sich aufnehmen, dann noch eine Mutter, Maria Isaak, (sie grub die Schutzgräben, und ihre Kinder waren in dieser Zeit bei der Oma). So fuhren auch ihre Söhne mit der Tante und Oma weg, sie blieb.

Versetzen wir uns mal in den Zustand der Mütter und Kinder. Nur Gott allein war ihr Trost geblieben. Wir hörten auch schon vorher hier und da Schüsse. Nachts war der Himmel oft hell von den Leuchtkugeln.

An einem frühen Morgen, es war noch dunkel, kam eine russische Frau, die etwa 1-2 km vom Bahnhof weg wohnte, auf uns zu und rief: „Frauen und Kinder, rettet euch! Gleich wird die Bahnlinie gesprengt! Rettet euch!!!“

Nun kamen auch die Soldaten zu uns und sagten: „Bewacht eure Sachen selbst. Wir fahren ab.“ Nun fuhr die letzte Lokomotive langsam vorbei. Die Soldaten sprangen auf den Zug, klammerten sich irgendwie an ihn ran und fuhren ab.

Jetzt folgte eine Stille. Kinder, Frauen und Greise standen langsam auf, jeder schnappte sich, was er tragen konnte und ging hinter der Windwehr übers Feld einem russischen Dorf zu. Etliche kehrten auf dem halben Weg nochmal zurück um noch einige Sachen zu holen.

Auf einmal sahen wir den Bahnhof-Speicher. Er brannte. Wir wussten, im Speicher war Mehl, Zucker, Reis und vieles anderes. Manche wagten ihr Leben und schritten durch den Rauch und Feuer in den Speicher um noch etwas zu retten. Da fing es auch schon an zu knallen. Die Bahnlinie wurde gesprengt.



Aus Angst liefen wir so schnell es ging dem Russendorf zu. Am Rande des Dorfes fanden wir einen Kuhstall, dort suchten wir Schutz. Wir fanden Stroh, wahrscheinlich übernachteten auch manche Soldaten dort. Die kleinen Fenster wurden mit Federbetten ausgestopft. Man sagte, dass die Kugeln sich in den Federn verfangen. Jetzt warteten wir darauf, was kommen würde.

Es kehrte langsam wieder Stille ein... eine unheimliche Stille. Wer hatte nun die Macht über uns? Die Russen? Die Deutschen? Am Abend blickten wir in die Richtung unseres Dorfes. Der Himmel war hell und rot... brannte unser Dorf Sparrau?

Die Schwägerin meiner Mutter (Justina) und ihre Tochter (Maria) wohnten auch früher bei uns im Haus. Nun waren wir wieder zusammen in diesem Stall. Tante Justa und noch etliche Frauen wollten nun in das Dorf gehen um zu erfahren, was dort in der Nacht so hell gebrannt hatte. Alles war still. Wer herrschte nun über uns? Manch einer stellte sich diese Frage und keiner wusste die Antwort.

Drei Frauen gingen los. Sie überquerten im Tal einen kleinen Hügel. Als sie gerade auf die Anhöhe kamen, hörten wir Schüsse. Die Frauen liefen zurück. Sie sahen ein Maisfeld. Dort wollten sie sich verstecken, aber was erblickten sie nun... das Feld war voll mit russischen Soldaten, die in aller Stille abzogen. Nun mussten sie aber laufen. Die Frauen erblickten auch tote Soldaten, die von den Schüssen getroffen wurden.

Unter Gottes Schutz kamen die Frauen wieder in den Stall, doch sie konnten vor Schreck kein Wort sprechen. Sie legten sich hin und waren ganz still. Nach einer Pause fingen sie an zu erzählen, was sie erlebt hatten. Die Stille war uns unheimlich, darum blieben wir noch eine Nacht im Stall. Am nächsten Morgen sahen wir Motorräder, die ganz langsam den Weg am Stall vorbei fuhren, in dem wir uns versteckten. Es waren drei Soldaten, bewaffnet mit Gewehren, an der Gürtelschnalle konnten wir folgende Inschrift entziffern:

„GOTT MIT UNS“. Also waren es deutsche Soldaten. Es war kein Schießen zu hören. Die Russen flohen und die Deutschen folgten ihnen langsam. Nun fuhren sie in den Hof. Wir waren in Erwartung: Was wird es jetzt geben??? Ein paar Soldaten kamen herein und sprachen auf deutsch mit uns, sie schauten sich auch den Stall genau an, denn es könnten sich ja russische Soldaten versteckt haben. Dann fragten sie uns: „Wer seid ihr?“ und „Was tut ihr hier?“

Nun wurde neben dem Stall die deutsche Feldküche aufgebaut. Es wurde Essen vorbereitet, auch wir bekamen etwas zu essen. Den Kindern wurde Schokolade ausgeteilt und blankes Papier, das sahen wir zum ersten Mal. Etwas weiter vom Stall wurde eine Kanone aufgestellt. Wir sollten keine Angst haben, sagten sie, denn es ist nur für den Fall, wenn sie sich in der Nacht melden müssten (über ihren Aufenthalt). Also blieben wir auch diese Nacht noch im Stall.

Am nächsten Morgen gingen die Frauen auf die Felder. Dort sah man Kühe, Schafe, Pferde, angespannte Ochsen mit Wagen. Die Herden liefen ohne ihre Besitzer herum. Nachdem die Front weiter gezogen war, blieb so ein Bild zurück.

Um einigen Stunden kam ein Pferdewagen nach dem anderen, die Sachen wurden wieder aufgeladen und es ging zurück nach Sparrau. Auf dem Rückweg begegneten wir Pferdewagen, beladen mit Soldaten, die zur Front eilten; einer von ihnen sagte: „Die müssen froh sein, dass sie nach Hause können“. Ja, wir fuhren nach Hause. Doch als wir ins Dorf kamen, sahen wir, woher der Rauch kam, den wir aus der Ferne beobachteten. Als es etwas später bekannt wurde, waren es die besten 28 Häuser mit ihren Höfen, die abgebrannt waren.



Es war schon kurz vor Abend, als wir zu unserem Haus kamen. Hier waren keine Anzeichen vom Brand zu merken. Doch das Haus war bewohnt. Rumänische Soldaten hatten den Hof eingenommen. Auf unsere dringende Bitte, uns hereinzulassen, da es unser Haus sei, hörten sie und ließen uns in den Hof. Hier sahen wir unsere Möbel, zum Teil war sie zerschlagen und zerhackt. Im Haus lag überall auf dem Boden dick Stroh verteilt. Das war die Schlafstelle der Soldaten. In der Eckstube wurde im Stroh ein russischer Soldat gefunden. Er wurde rausgeführt. Was mit ihm dann geschah, wussten wir nicht, man konnte es sich aber denken...

Nach all den überstandenen Unruhen schliefen wir diese Nacht wieder in unserem Haus. Das Vorderhaus bewohnten nun Mama, Mariechen, Anna und ich und unsere Tante Justa mit ihrer Tochter Mariechen. In das Hinterhaus nahmen wir Menschen auf, deren Häuser verbrannt wurden.

Unser Stall war leer. Die Hühner hatten sich vor Schreck hoch in den Bäumen versteckt, später kamen sie wieder zu ihrem Platz. Vom Feld holten wir uns Schafe und Kühe. Nun nahm das Leben wieder seinen Lauf. Da es Spätherbst war, mussten wir noch Kartoffeln, Sonnenblumen und Mais ernten. Das Getreide lag schon abgeerntet in den Speichern und brannte noch zum Teil oder rauchte. Um für den Winter gerüstet zu sein, mussten nun alle, die arbeitsfähig waren, groß und klein, aufs Feld. Nun begannen auch wieder die Sonntagsgottesdienste. Sie wurden in der Schule durchgeführt, wo in der Woche der Schulunterricht stattfand. Hier gab es Unterricht für die 5.-7. Klasse. Der Rektor hieß Luzenko. Doch uns fehlten Lehrkräfte. Im Gedächtnis blieb ein Name - Franz Hubert. Er lehrte mit anderen die ersten vier Klassen, so wie heute die Grundschule. So kam auch schon der Winter, dann die Weihnachtszeit. Viele fragten sich: „Wo sind unsere Lieben? Leben sie noch?“

**A**b Januar begann die Gebetswoche. Ein Reiseprediger, Bruder Bergen, ging von Dorf zu Dorf und predigte. Es gab eine Erweckung. Einige, die lau wurden, taten jetzt Buße und begannen ein neues Glaubensleben, andere trafen das erste Mal diese Entscheidung. Unter ihnen waren auch meine Cousine Mariechen, Lena Görzen und ich. Im Frühling, wahrscheinlich um Pfingsten, ließen wir drei uns auch taufen und wurden zu der Gemeinde (Gnadenheim???) hinzugetan. Zum Abendmahl mussten wir etwa 20 km zu Fuß bis nach Gnadenheim gehen.

Bei uns in Sparrau sang schon der Chor, geleitet von Tante Justa, ihr verstorbener Mann war einmal ein Dirigent. Er starb, als meine Cousine elf Monate alt war. Seine Stimmgabel wurde nun von Tante Justa gebraucht.

Die Singstunde wurde bei uns in der großen Stube durchgeführt. Wir Kinder saßen in der Vorderstube, so konnten auch wir von klein auf die Lieder mitlernen, wenn die Sänger sie eingeübt hatten. Der Inhalt dieser Lieder hat uns später oft getröstet.

Es schien so, als ob jetzt die gute Zeit beginnen würde, doch im September 1943 begann die Flucht. Die deutschen Soldaten verließen die Front und nun begann der Rückzug.

Ein gebürtiger Sparrauer, Abram Flaming, erinnerte sich, nachdem er 1921-1922 über Konstantinopel (Türkei) mit vielen anderen nach Kanada geflohen ist, dass auf dem schweren Weg, verbunden mit Krankheit und Tod, die Gruppe viel gelitten hat. Hier ein Gedicht von ihm:



## Sehnsucht nach der Heimat

Der Winter ist nun entschwunden, der Frühling kehrt wieder ein.  
Da gedenke ich still der Stunden, die ich verweilt in der Heimat mein.  
O Heimat, o Jugend, o Wonne, wie liegst du fern und so weit!  
Wie lachte dort heller die Sonne, wie weckst du die Sehnsucht noch heut'!

O Sparrau, im Tale gelegen, umrahmt von der Gärten Blüh'n.  
Der Felder herrlichen Segen, der Wiesen duftendem Grün.  
Wie Prangten im Garten die Rosen, die Tulpen - die gelben, die roten;  
Des Flieders duftende Pracht, dass jedem das Herze lacht.

Wie war der Himmel dort blau. Die Frühlingslüfte so lau,  
der Wald mit dem kühlen Schatten, o goldener Kindertraum!  
Da schmetterte hoch in die Lüfte die Lerche ihr fröhliches Lied;  
Die Nachtigal heimlich im Busche - sang lockend ihr Abendlied.

O dort in dem sonnigem Süden, mein Sparrau, du Heimat, so schön.  
Die Stätte im schlummerndem Frieden, o Elternhaus, dich gedenke ich gern.  
Wie tönnten die traulichen Lieder in Freuden und Jugendglück!  
Nie seh' ich die Heimat wieder, die Jugend kehrt nie mehr zurück...

Doch wenn die Lüfte erst milder, der Frühling zieht froh in das Land,  
dann kommt auch die Sehnsucht wieder, nach Sparrau dem Heimatland.  
Dann denk ich in stillen Stunden an liebe Freunde zurück...  
die Jugend ist längst verschwunden... begraben manch' Hoffnungsglück!

Vater - so lautet das erste Wort der Anrede, die so einfach ist, dass ein jedes Kind sie verstehen kann; und doch so erhaben, dass selbst der Gelehrteste sich dieser Worte nicht schämen braucht... Vater - ein Glaubenswort.

Frieden in ihm heißt: Frieden in seinem Geist, in seiner großen, heiligen Denkart, in seinen Verhältnissen zur Welt und zur Gottheit.

*Burbach, Samstag den 28.09.06 JQg.*

\* \* \*



*Gott führt uns oft Wege, die uns  
nicht gefallen, aber wichtig ist immer  
an Seiner Hand zu bleiben.  
Hes. 3:14*

Nun war es sehr unruhig geworden, besonders nachts. Wir hörten über und neben uns Flugzeuge fliegen; Bomben und Leuchtkugeln wurden in die Luft geschossen. Oft wurde über Spione gesprochen und wenn der Abend kam, so fürchteten wir uns sehr, denn wir hatten kein Radio.

Uns gegenüber wohnte ein älterer Mann, Herr Buning. Er war ein deutscher Kommandant, der nach der Ordnung bei uns im Dorf schaute. Ich kann mich gut an seine Mütze erinnern, sie war sehr steil und mit einem Adlerstern vorne drauf.

Eines Tages kamen zehn junge Kosaken in unser Dorf. Sie waren auch auf der Flucht vor den Russen. Nun halfen sie uns bei der Arbeit, da wir fast keine Männer mehr hatten. Alle zehn wohnten in einem Haus. Als dann der Befehl kam, sich zur Flucht zu rüsten, halfen uns diese Kosakenmänner bei dem Verpacken und fuhren dann auch mit uns mit. Wieder mussten wir unsere Heimat verlassen. Die Stalltür wurde geöffnet, damit die Tiere in die Freiheit gehen konnten um nicht verhungern oder verbrennen zu müssen. Auf dem Wagen wurde hinten eine Bude aufgebaut. Etwas Fleisch wurde noch für den Weg gebraten, die Kuh wurde hinten an den Wagen gebunden. Sie sollte uns morgens oder abends mit Milch versorgen. Doch wovon sollte die Milch kommen? Die arme Kuh sollte den ganzen Tag mit uns unterwegs sein, es gab kein Wasser zu trinken oder Gras zu fressen.

Es war Sonntag, der 12. September 1943, als unsere Flucht begann. Es war kühl, dazu regnete es noch, doch wir besaßen keine Regenbekleidung oder Regenschirme. Da die Feldwege vom Regen aufgeweicht waren, konnten die Pferde nur mit Mühe und Not den Wagen hinter sich ziehen. Also mussten die Erwachsenen die Last erleichtern. Sie stiegen vom Wagen und gingen nebenher. Nur Kinder und Greise blieben darauf. Die Kosakenmänner wurden auf den ganzen Treck verteilt und so konnten sie beim Reparieren helfen, wenn z. B. ein Rad zerbrach oder das Geschirr nicht mehr in Ordnung war. Ebenso kümmerten sie sich um Futter und Wasser für die Pferde. Sie hatten ihre eigenen Reitpferde. Unser Kosak hieß Mitrofan, er sprach russisch. Wenn wir mal mutlos wurden, so sprach er: „Tante Justa, so lange Mitrofan mit euch auf dem Weg ist, werdet ihr alles Nötige haben.“ Wenn der Treck irgendwo vorne zum Stillstand kam, wussten wir, dass nun die Kosaken helfen würden.

Deutsche Treckführer ritten immer nebenher und schauten nach der Ordnung. In Abständen von etwa 30-40 km befanden sich deutsche Verpflegungspunkte, trotzdem, dass die deutsche Wehrmacht sich zurückziehen musste.

Hier bekamen wir die nötigen Esswaren. Der Weg war nicht leicht, doch so viel ich mich erinnern kann, starb keiner. Vielleicht ist es auch einfach nicht bekannt geworden.

Zur Nacht blieben wir immer bei einem Strohschnupper stehen; alle umringten ihn, nahmen sich genügend Stroh, um ein Bett daraus zu machen, und gingen zurück zu dem Wagen um zu schlafen. Früh am nächsten Morgen ging es weiter. Wir fuhren durch keine Großstädte, denn die Front drängte uns. Die Nächte wurden von Zeit zu Zeit immer kühler, unsere Kleider wurden nass und dreckig, doch wir hatten keine Möglichkeit und auch keine



Zeit sie zu waschen und zu trocknen. Das Stroh, auf dem wir schliefen, wurde schon vor uns gebraucht, und auch nach uns wurde es vom nächsten Treck zum Schlafen benötigt. So kam es auch dazu, dass sich das Ungeziefer, die Läuse, breit machten.

**N**un kamen schon die ersten Frostnächte. Wir kuschelten uns voll in den Stroh ein, hungrig und müde und schliefen bald ein. Eines Morgens wachten wir auf und sahen, dass alles weiß war. Wir wurden auch mit einer weißen Schicht, einige Zentimeter Schnee, überschüttet.

**Heute überlege ich, ob es überhaupt möglich sein kann, dass der Mensch so etwas ertragen kann?** Kaum zu glauben, doch wir lebten weiter. Damals habe ich kein Tagebuch geführt, habe auch nicht gedacht, dass es uns mal interessieren würde, wohin und wie wir gefahren sind. Doch was noch im Gedächtnis ist, möchte ich nun aufschreiben.

So kamen wir bis zu einem Fluss Dnepr. Den mussten wir passieren. In der Nacht ging es los. Über eine Hängebrücke fuhren wir auf die andere Seite des Ufers. Über uns hörten wir das Knattern der Flugzeuge. Jederzeit konnten sie uns bombardieren, doch mit Gottes Hilfe erreichten wir das andere Ufer und fuhren weiter bis zu dem Dorf „Vladimirovka“. Hier durften wir uns etwas ausruhen. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht mehr, etwa drei bis vier Wochen.

Nun war es schon Winter. Es ging jetzt weiter, das Ziel war über Polen nach Deutschland zu kommen. Auf dem Wagen saß unsere Mutter mit den Kleinsten, Mariechen und Anna. Wir anderen gingen zu Fuß und wärmten uns durch die Bewegung. Bei Mariechen und Anna waren die Zehen vor Kälte rot, geschwollen und wund. Sie konnten sich alleine nicht vom Wagen bewegen, darum habe ich sie jeden Abend auf meine Hände genommen und auf das Stroh zum Schlafen gelegt und am Morgen wieder zurück auf den Wagen. Die Russen folgten uns, sie waren auch schon über dem Fluss. Nun kamen Tage der Angst. Wir froren, waren müde und hungrig, und jetzt kam noch diese Angst dazu.

Über uns hörten wir Flugzeuge und Schüsse. Am Abend, wenn der Treck wieder anhielt und die Menschen sich um den Strohschoppen sammelten, wurden zwei Ziegel gesucht. Wenn wir welche fanden, konnte ein Kessel darauf gestellt und etwas heißes zum Abendbrot gekocht werden. Morgens in aller Frühe ging es wieder weiter. Wenn ein Pferd gefunden wurde, das schon sehr schwach war, gingen die Kosaken es austauschen, und es geschah so: Sie kamen in einen Hof und schossen mit ihrer Flinte in die Luft. Auch wenn sogar Menschen dort wohnten, hatten sie Angst in den Hof hinaus zukommen, so hatten die Kosaken dann den freien Weg in den Stall. Das müde Pferd wurde gegen ein besseres Pferd ausgetauscht und dann ging der Treck weiter.

Die Läuse nahmen überhand. An manchen Tagen, wenn der Treck stand, nahmen wir unsere Kleider und legten sie in den Kessel. Der Kessel wurde abgedeckt und nun wurden die Kleider samt den Läusen über dem Feuer gebacken. Natürlich stanken die Kleider nachher sehr, doch die Läuse aufzulesen war unmöglich, denn es waren ziemlich viele. Doch wir wurden diese Plage nicht ganz los, denn spätestens in der nächsten Nacht kamen sie wieder aus dem Stroh und suchten uns. Es waren sogar Sterbefälle zwischen Kindern und Greisen. Uns hat der himmlische Vater geholfen, dass wir gesund und am Leben blieben. So kamen wir zum Dorf **Poshapinze**.



Es war wohl schon Anfang Dezember 1943. In diesem Dorf wurden wir aufgenommen. Unsere Familie wohnte bei einem alten Ehepaar, Tante Justa mit Mariechen bei den Nachbarn, die Kosaken alle zusammen in einem Haus. Doch in dieser Zeit haben sie angefangen zu trinken (Samogon - Selbstgebranntes), wohl aus Heimweh. Sie kannten keinen anderen Halt. Wenn Mitrofan dann betrunken zu uns kam, erzählte er uns, wie sie von zu Hause geflohen waren. Sein Mädchen stand auf dem Hügel und winkte ihm mit dem Taschentuch lange nach. Er sehnte sich zurück.

Nun kam die Weihnachtszeit. Die Polaken hatten eine Sitte zu Weihnachten. Das Stroh wurde in das Haus getragen und auf dem ganzen Boden verstreut, wahrscheinlich wie bei Jesu Geburt im Stall. Dann wurde Weizen gekocht und gegessen. Auch wir aßen, er schmeckte gut. Abends, am 31. Dezember wurde das Stroh wieder rausgetragen, vor das Tor auf die Straße und auf einen Haufen gelegt, dann kurz vor Mitternacht angezündet und die Leute sprangen durch das Feuer. Das war der Übergang in das neue Jahr.

Um Wasser zu holen, musste ich zwei Häuser weiter gehen. Da stand ein Brunnen. Am Brunnengestell war ein Schwengel und an diesem Schwengel war ein Eimer an einem Strick befestigt. Wenn man aus dem Brunnen Wasser schöpfen wollte, musste man mit dem Schwengel den Eimer hochziehen und das Wasser in den eigenen Eimer gießen. Der Brunnen war sehr tief und voll mit Wasser. Eines Tages musste ich zwei Eimer Wasser holen. Ich wollte gerade den Eimer mit dem Schwengel hochziehen, doch er drehte sehr schnell zurück und ich dachte nur ... wenn der Eimer abreißt und in die Tiefe sinkt, wie kriege ich ihn wieder heraus??? In diesem Moment fasste ich nach dem drehenden Schwengel um ihn anzuhalten, doch da spürte ich etwas, als ob jemand stark auf meine Finger geschlagen hätte. Als ich den vollen Eimer heraus holte, merkte ich, dass mein Handschuh feucht war. Ich ging zurück zur Wohnung. Als ich den Handschuh auszog, sah ich an der rechten Hand, dass am Mittelfinger das obere Gelenk und der Fingernagel nach innen geknickt waren, es hing wohl alles nur an der Haut, der Zeigefinger sah nicht besser aus, dort fehlte der Fingernagel ganz.

Als ich das sah, fiel ich in Ohnmacht. Einmal in der Woche kam zu uns Flüchtlingen eine Krankenschwester und schaute nach, ob jemand krank war oder medizinische Hilfe brauchte, sie war bereit immer zu helfen. Gerade heute kam sie auch vorbei und besah meine Finger. Sie sagte: „Das ist zu schlimm, ich kann Ihnen nicht helfen. Sie müssen leider ins Lazarett zu den Feldärzten fahren.“ So musste Mitrofan einen Schlitten anspannen und mich ins Lazarett bringen. Im Schlitten war Stroh, so konnte ich mich hinlegen. Die deutschen Feldärzte nahmen mich freundlich an, begutachteten die Finger und beschlossen mich dort zu behalten für die weitere Behandlung.

In dem Krankenzimmer, in das ich gebracht wurde, lag nur ein Mädchen, doch es blieb nicht lange so. Eines Nachts brachte man zwei schwangere Frauen, es war wohl kein Raum mehr frei zum Entbinden; so mussten wir die Decke über den Kopf ziehen und warten, bis alles vorbei war. Nach einer Zeit kam der Feldarzt und zog uns die Decke vom Gesicht, er lächelte. Eine der Frauen war mir bekannt, es war die Schwester von Tante Justa, Tina Unruh aus Mariental. Etwas später wurden sie in ein anderes Zimmer gebracht. Am nächsten Tag kam der Feldarzt und fragte uns: „Wollt ihr mit dem Lazarett mitziehen oder geht ihr nach Hause? Die Front ist nämlich schon ganz nahe gerückt, wir müssen weiter flüchten.“ Gewiss wollte ich nach Hause und so musste Mitrofan mich wieder abholen. Zu Hause angekom-



men, sah ich schon die Vorbereitungen. Schnell wurde alles eingepackt, denn wir sollten mit dem Zug weiter fahren. Wenn der Zug stand, gab es eine Möglichkeit meine Finger zu verbinden, denn mit uns sind einige Ärzte mitgefahren. Man sagte uns, dass die Kosaken mit den Pferden auch in einem Waggon mitgekommen sind, doch wir haben sie nicht mehr gesehen, ihr Verbleib blieb unbekannt.

**D**er Zug brachte uns auf einen Bahnhof am Rande der Stadt Litzmannstadt. Wir standen eine Zeitlang am Bahnsteig. Dann wurden die Türen aufgemacht und wir konnten uns umschaun und frische Luft schnappen. Es war ein großer Bahnhof. Nach einiger Zeit sahen wir große, schöne Busse kommen. Wir wurden gebeten aus dem Zug auszusteigen und in die Busse einzusteigen. Solche Busse hatten wir noch nie gesehen. Dann fuhren wir los. Nun sahen wir kurz vor der Stadt quer über der Straße ein großes Plakat hängen: „Großdeutschland grüßt euch!“ Wir fuhren weiter durch die Stadt, bis wir an einem großen Gebäude ankamen. Hier sollten alle aussteigen. Das war so ein Gebäude wie ein Übergangshaus. Wir wurden in ein Zimmer geführt (Ankleideraum). An den Wänden sahen wir viele kleine Schränke. Jetzt sollten wir uns ausziehen und unsere Kleider in die Schränke hängen, dann ging es weiter durch eine Tür. Dort standen Männer und Frauen, wohl Aufseher, und wir hörten sie sagen: „Schöne weiße Frauen.“ Damals wurden wir „die Schwarzmeerdeutschen“ genannt. Hier wurden wir endlich frei von den Läusen. Im Badezimmer wurde jedem etwas gegen die Läuse von den Schwestern auf den Kopf gegossen. O, wie wohl tat es, sich wieder zu waschen.

**A**ls wir fertig waren, führte man uns zurück in den Ankleideraum. Dort war es schön warm. Unsere Kleider waren schon desinfiziert und hingen bereit zum Anziehen. Nun brauchten wir uns nicht zu fürchten, dass die Läuse wiederkamen, wir zogen uns an. Währenddessen war es schon Abend geworden. Man führte uns durch ein Zimmer, in dem viele Tische standen, voll beladen mit verschiedenen Esswaren: Brot, Käse, Wurst, Butter und manches andere. Jeder bekam etwas für den nächsten Tag für das Frühstück. Nun wurden wir weiter geführt in ein Esszimmer. Hier bekamen wir warmes Essen, eine Suppe. Nach dem Essen gingen wir in ein Schlafzimmer. Hier standen viele Betten, mit Kissen und Decken, alles sauber und frisch bezogen. Jeder bekam eine Schlafstelle und nun konnten wir seit mehreren Tagen friedlich in einem warmen, sauberen Bett schlafen. Ich lag und schaute um mich. Die Wände und die Decke waren aus Glas, so konnte ich draußen am Himmel die Sterne sehen. Auch wenn zwischendurch ein Flugzeug vorbei flog, konnte ich es sehen. Bald schlief ich ein.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück stiegen wir wieder in die Busse und fuhren zurück zum Bahnhof. Die Waggons und alle unsere Sachen, die drin waren, wurden auch desinfiziert. Als alle Menschen eingestiegen waren, ging es weiter bis zur Stadt Termessen(?) Schönhausen(?). Am Bahnhof warteten Bauern auf uns. Wir Flüchtlinge wurden wieder aufgeteilt. Ein Bauer mit Namen Schielke nahm uns und noch eine Tante Maria Thiessen mit zwei Jungs zu sich. Wahrscheinlich war Tante Justa auch mit uns, daran kann ich mich aber nicht erinnern. Wir fuhren nun nach Wartehland oder auch Wartehgau genannt, ins Dorf Schönhausen. Das Häuschen lag nahe am Waldrand. Es war eine schöne Gegend. Kaum ging die Sonne auf, so kam eine Herde Rehe aus dem Wald, doch auch das leiseste Geräusch konnte sie erschrecken und sie liefen wieder zurück. ...

Jede Familie bekam eine Quittung. Mit dieser Karte konnten wir ins Geschäft gehen und alles nehmen, was nötig war: Esswaren, Kleidung, Haushaltswaren, im Herbst kam noch die Holzkohle dazu.



Am Tag wurde auf dem Feld bei dem Bauer gearbeitet. Im Frühling wurde gesät und gehackt und im Herbst ging es los mit der Ernte und dem Dreschen. Erst bei unserem Bauer, dann halfen wir auch bei den anderen. So viel mir in Erinnerung geblieben ist, wurde der Tagelohn uns als Essen gegeben und zwei Mark dazu.

In Termessen, es war etwa 10 km entfernt, fanden wir Glaubensgeschwister. Wir pflegten nun, so weit es möglich war, Gemeinschaft. Den Weg dahin gingen wir immer zu Fuß. An den Weg kann ich mich auch erinnern. An beiden Seiten wuchsen Apfelbäume, es sah sehr schön aus. Ob sie jemand abgeerntet hat, weiß ich nicht, aber gestohlen wurde zu der Zeit nicht. Sogar umgekehrt, wenn einer seine Brotkarte verloren hatte, so brachte der Finder sie in die Fundstelle und am anderen Tag konnte man in der Zeitung davon lesen und derjenige, der sie verloren hatte, durfte sie abholen.

**E**s wurde wieder Herbst. Wir hörten verschiedene Nachrichten bezüglich der Front. Der Russe kam immer näher, aber die Deutschen sagten: „Nach Wartegau lassen wir ihn nicht ein.“ Doch wir wussten, dass man gerade das befürchtete. Was wird uns die Zukunft bringen? - Solche Gedanken erfüllten viele Herzen.

So kam auch schon der Dezember heran. Weihnachten stand vor der Tür. Eines Abends sahen wir aus dem Wald einen Radfahrer kommen, das Licht am Fahrrad brannte. Er kam immer näher. Die Kinder schauten alle aus dem Fenster hinaus ... ,ob es wohl der Weihnachtsmann wäre? Doch er fuhr an unserem Haus vorbei.

Ihr fragt euch vielleicht, wie bei uns Weihnachten gefeiert wurde? Nun, alle Flüchtlinge, die in unserem Haus wohnten, versammelten sich und sangen Lieder. Zuerst bei unseren Bauern, dann gingen wir auf die Straßen und sangen unter den Fenstern. Für die Dorfbewohner war es etwas neues, so etwas kannten sie nicht. Manche Leute baten uns herein zu kommen, wir bekamen sogar manchmal Geschenke. An Gott glaubten sie, aber Jesus wollte keiner anbeten, denn er war ein Jude. Und Juden hatten in dieser Zeit keine Freunde. So verging auch die Weihnachtszeit, das neue Jahr 1945 stand vor uns. Ein neues Jahr, was wird es uns bringen?

**A**n einem späten Abend, als schon alles still war, hörten wir eine Kinderstimme sagen: „Ei, und wenn der Russe uns einholen wird?“ Das war Anna. Wir dachten, dass die Kinder sorglos waren, doch wir täuschten uns, auch sie hatten Ängste. Es vergingen auch nur ein paar Tage, so bestätigten sich diese Worte. Nachts, am 10. Januar 1945 hörten wir, dass jemand an das Fenster klopfte, dann sprach er: „Steht auf, der Russe ist ganz nahe herbeigekommen. Macht euch bereit, denn ihr werdet morgen abgeholt. Wir müssen fliehen. Morgen kommt ein Lastpferdewagen und nimmt euch mit, seid bereit!“ Nun war es aus mit der Ruhe. Alle waren aufgeregt. Jetzt war es soweit, wir mussten wieder fliehen. Da wir kein Radio besaßen, bekamen wir immer spontane Nachrichten, so wie auch in dieser Nacht. Nun musste jeder beim Einpacken helfen. Licht wurde angemacht, und schnell gingen wir an die Arbeit. Draußen war es kalt, es schneite, doch uns sollte das Wetter nicht stören, denn wir waren Flüchtlinge. Am nächsten Tag kam wirklich ein Wagen und nahm uns und unsere Sachen mit. Der Kutscher war ein Pole. Auf dem Wagen saß schon eine deutsche Reichsfrau. Wie wir später erfuhren, war es eine Lehrerin. Nun sahen wir, dass auch die Dorfbewohner flohen, genauso wie wir. Jetzt waren wir alle gleich Reiche und Arme, alle mussten fliehen und



konnten nur sehr wenig mitnehmen. Wir wussten ja schon, welche Strapazen uns erwarten würden, doch unsere Begleiterin nicht. Sie saß vorne bei dem Kutscher. Als wir spät abends durch ein verlassenes Dorf fuhren, fragte sie: „Wie sieht es aus mit einem Nachtquartier?“

Nun versammelten sich alle Flüchtlinge am Ende dieses Dorfes. Als alle da waren, fuhren wir wieder in einem Treck. Unsere Pferde waren nun stark, dazu waren ihre Füße mit Pferdehufen beschlagen. Wir beeilten uns voranzukommen, denn die Front drängte uns.

**I**m Geiste sehe ich noch die Bahn, hoch auf einem aufgeschütteten Weg. An beiden Seiten vom Gleis standen hohe Bäume. Da es Winter war, lag der Schnee auf den Ästen und drückte sie zur Erde. Ein schönes Bild, doch um die Natur zu betrachten, hatten wir keine Zeit. Wagen an Wagen, so bewegte sich der Treck vorwärts. Wenn es mal unterwegs eine Panne gab, musste der ganze Treck warten. Viele waren dann unruhig, denn jeder wollte schneller vorwärts kommen. Es wurde Abend. Wir näherten uns einem Dorf. Dort hofften wir zu übernachten. Nun sahen wir schon die Häuser, es waren schöne Bauernhäuser. Sie standen verlassen, denn die Leute flohen genauso wie wir. Unter vielen anderen fuhren wir zu einem Gutshof. Obwohl die Kinder müde und hungrig waren, setzten sie sich in eine Ecke auf einen Teppich und schliefen schnell ein. Die Mütter machten sich auf die Suche nach etwas Essbarem. Sie wollten gerne ein warmes Abendrot vorbereiten. Der Kutscher versorgte in dieser Zeit die Pferde. Im Stall standen Kühe und brüllten. Sie waren hungrig und wollten gemolken werden. Da der Gutsherr nicht da war, kümmerte sich auch keiner um sie. Unsere Freude war vergeblich, denn wir hörten auf einmal einen Soldaten rufen: „Warum seid ihr in den Hof gefahren? Wollt ihr dem Russen in die Hände gelangen? Er ist schon ganz nahe!“ Hungrig und müde, wie wir ankamen, mussten wir auch wieder weiterfahren. Die Kinder weinten, sie wollten schlafen, doch keiner dachte jetzt daran. Ein Gedanke drängte alle vorwärts: Schnell weg von hier, denn der Russe ist nahe.

So ging es mehrere Tage und Nächte, ohne die Pferde auszuspannen, immer vorwärts. Gefüttert wurden die Pferde in der Pause mit etwas Korn aus einer Tasche, die ihnen über die Ohren gehängt wurde. Wenn der Treck sich weiterbewegte, nahmen wir die Tasche runter. Langsam bewegten wir uns vorwärts.

**I**ch möchte noch eine Begebenheit erzählen, doch habe vergessen, von welcher Stadt oder welchem Dorf es gewesen ist. Wir kamen nur sehr langsam vorwärts. Auf einmal kam es zum Stillstand. Die Felder und Wälder lagen voll mit Schnee, alles war weiß. Wir hörten bald hier und bald da Schüsse. Es hieß, wir sind von den Russen umzingelt. Wir sind im „Kessel“. Der Zweifel und die Unruhe verbreiteten sich zwischen den Menschen. Manche nahmen sich das Leben. Wir sahen einen Wagen mit einer Bude darauf, an dem Pferde angebunden waren und aus einem Trog fraßen. Doch ihre Wirte, Mann, Frau und Kinder lagen daneben tot. Man erzählte, dass der Mann aus Verzweiflung Frau, Kinder und dann sich selbst erschossen hatte. Was sollten wir tun? Manche wurden sich einig „über die Brücke zu gehen“.

Vor uns, wie weit von uns wussten wir nicht, etwa 5-10 km, befand sich eine große Brücke. Sie geriet zur Zeit in die Hände der Russen und war unterminiert (Minen). Jederzeit konnte sie gesprengt werden, doch es war die letzte Hoffnung in die Freiheit zu kommen. Einige ließen die Wagen stehen, nahmen die Kinder an die Hand und gingen in der Hoffnung, irgendwie über die Brücke zu kommen.



*Im dunklen Tale, Herz zage nicht!  
Es leuchtet dennoch der Gnaden Licht!*

**E**s war tiefe Nacht, schon lange standen wir hier auf diesem Feld. Auf einmal sahen wir vor uns, in dem Gebüsch, etwas schwarzes, das sich in unsere Richtung bewegte. War es ein Panzer??? Hier und da hörten wir Kanonenschüsse, es war unheimlich. Unser Herz schrie zum Himmel hinauf. Diesen Schrei kennt die kalte, lieblose Welt nicht und kann auch nicht verstehen! Immer mehr Menschen verließen ihre Wagen um über die Brücke in die Freiheit zu kommen. Tante Justina sagte zu unserer Mutter: „Anna, komm, wollen auch wir mit der Schar gehen.“ Doch unsere Mama erwiderte: „Wie soll ich mit meinen Kindern gehen? Ihre Füße sind vom Frost wund und geschwollen. Nein! Ich bleibe hier auf dem Wagen. Komme, was mag, ich ergebe mich Gott.“ Mit diesen Worten zog sie eine Decke über sich und die Kinder. Hatte sie geweint oder gebetet? Ich weiß es nicht. Ich stand hinter dem Wagen und hielt mich an ihm fest, um in diesem Wirrwarr nicht verloren zu gehen. In der Ferne sah ich Tante Justa mit Mariechen gehen, aber nicht weit, dann kehrten sie um. Plötzlich tauchte unser Treckführer auf seinem Pferd auf. Sein Pferd war vom langen schnellen Ritt voll mit Schaum und Schweiß bedeckt. „Vorwärts! Vorwärts! Die Brücke ist frei gemacht! Vorwärts!“ schrie der Treckführer. Nun kam Bewegung in den Treck. Alles wurde still und schnell gemacht.

**F**rüh am Morgen näherten wir uns der Brücke. Es war ein schreckliches Bild, das wir sahen. Hier und dort lagen tote Menschen. Rechts und links von der Brücke lagen Soldaten in weißen Uniformen auf dem Schnee. Sie waren bereit, im Notfall die Brücke zu verteidigen. Ohne Zwischenfälle kamen wir über die Brücke, Gott brachte uns sicher hinüber. Nach etwa 2 km näherten wir uns einer Stadt, sie war voll mit Flüchtlingen. Überall sah man Wagen an Wagen stehen, so dass man zwischen ihnen schlecht hindurchgehen konnte. Unser Treck machte auch eine Pause. Jetzt wurden die Pferde gefüttert. Unsere Mutter und Tante Justa machten sich auf, um schnell in einem von den verlassenen Häusern etwas Kaffee zu kochen. Die Sonne war eben aufgegangen, da hörten wir einen ohrenbetäubenden Knall, die Brücke wurde gesprengt. Mama und Tante Justa liefen so schnell sie konnten zu unseren Wagen. Unsere Pferde hatten sich so von dem Knall erschreckt, dass sie nun keine Ruhe hatten. Sie stellten sich fast auf die Hinterbeine und wollten fliehen. Weiter ging die Wanderschaft in Richtung Stadt.

Hinter der Stadt befand sich ein Wald, in dem befürchtete man Partisanen. Unsere Pferde liefen schon ohne Pferdehufe, denn sie waren schon abgerieben, darum bluteten ihre Füße und so konnte man im Schnee Blutspuren sehen. Die Menschen hatten vor Schreck auch Probleme bekommen. Auf dem Wagen vor uns gab es so einen Zwischenfall: Eine alte Frau hatte Durchfall bekommen. Was sollte sie tun? Eine Toilette suchen oder ins Gebüsch gehen? Dafür war jetzt keine Zeit, also hängte sie einfach ihren Hintern über die Wagenkante, das war der einzige Ausweg. So fuhren wir weiter. Wie lange wird unser Zustand noch so bleiben? Diese Frage bewegte viele Herzen.

\* \* \*